Der Spion:

Eine Skizze vom östlichen Kriegsschauplatz. Von Paul Lindenberg.

Hauptmann M. vom Großen Generalstab, zur Nachrichtenabteilung eines Armee-Oberkommandos gehörend, setzte sich die hornumfaßte Brille auf und sah die eingegangenen Meldungen wie Berichte durch. Die Stirn seines klugen, ernsten Gesichts zog sich in Falten: „Da, lesen Sie mal“, und er reichte einige Schriftstücke dem ihm gegenübersitzenden jungen Hauptmann R., der erst dieser Tage den zweiten Stern auf den Achselstücken erhalten. „Die Sache kommt mir jetzt doch seltsam vor. Ich gehör' nicht zu denen, die gleich Spionage wittern, wenn mal etwas nicht nach Wunsch geht, aber dieses in den letzten Wochen mehrfach beobachtete Vorstoßen der Russen auf verschiedene Punkte, wie gestern Szittkehmen, die mir schwächer besetzt hielten, läßt doch vermuten, daß die Kerls drüben gut benachrichtigt werden. Ihre Flieger sind es nicht, die ihnen das bringen, sie haben ja hier keine mehr, und ihre Patrouillen auch nicht, hier scheint sich's um direkten Verrat zu handeln.“

Eine Ordonnanz trat herein, Hauptmann M. eine Besuchskarte reichend. „Landratssekretär Haßler“ stand darauf.

„Der Herr möchte eintreten.“

Der Hauptmann hatte sich erhoben und begrüßte den schmächtigen, graubärtigen Herrn, der um Entschuldigung bat, daß er zu so früher Morgenstunde komme, aber er hätte noch gestern abend mit dem Herrn Landrat Rücksprache genommen, der ihn gebeten, vor Beginn des Dienstes diesen Brief hier abzugeben, der vielleicht irgendwelches Interesse für die Herren vom Nachrichtenbureau habe. Er übergab dabei einen beschmutzten Briefumschlag, erläuternd bemerkend, daß er ihn gestern unter dem Briefkasten des Postgebäudes gefunden. Wahrscheinlich sei der Brief bei der Leerung herausgefallen, in dem Regenwetter wäre die Aufschrift verwischt worden, er hätte den Brief, um den Absender festzustellen, geöffnet, und ein in geläufiger, russischer Schrift abgefaßtes Schreiben gefunden. Das wäre ihm und auch dem Herrn Landrat doch merkwürdig erschienen, denn es seien ja jetzt nur noch ein paar hundert Einwohner hier, da die Mehrzahl in neu ausgebrochener Russenfurcht geflohen; man könnte sich die Anwendung des Russischen nicht erklären.

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen, wir werden gleich erfahren, worum es sich handelt“, und Hauptmann M. händigte den Brief seinem Kameraden ein. Der überflog die Zeilen und las darin: „Liebe Schwester! Bitte, erhebe doch von dem auf Deinem Namen eingezahlten Guthaben bei der Ostbank 500 Mark. 200 davon behalte für Dich, da Du bei den jetzigen schlechten Zeiten das Geld wohl doch brauchst. 150 sende an Emil und den gleichen Betrag an mich. Beides per Postanweisung, aber verzeichne als Absender meinen früheren Chef. Von Emil habe ich lange nichts erfahren, was ja auch zu erklären ist. Teile mir doch auch mit, ob durch die Reichsbank in Berlin auf Dein Konto eine neue Einzahlung erfolgte, wie ich es vermute. Mir geht es unberufen gut, nur habe ich viel Langeweile, da meine wenigen Bekannten fort sind; natürlich ist auch mein Chef wieder ausgerissen, als kürzlich hier ausgeklingelt ward, daß der Zivilbevölkerung das Verlassen der Stadt anzuraten wäre. Es scheint also nicht gut zu stehen! Um mich brauchst Du Dich nicht zu sorgen, ich bleibe hier, mir passiert nichts. Mit herzlichen Grüßen Dein Georg.“ —

„Allerdings auffällig“, meinte Hauptmann M. „Warum die russische Schrift, warum die Heimlichtuerei, daß der Name des Chefs beim Geld angegeben werden soll, und dann das: „Mir passiert nichts“. Mit diesem „Geirg“ möchten wir uns doch mal des näheren beschäftigen. Aber wie finden wir ihn?“ Er hielt den Briefbogen gegen das Licht, der als Wasserzeichen die Figur einer Germania mit der Unterschrift „Viktoria-Post“ aufwies.

„Wir müssen mal bei den in Frage kommenden Geschäften uns erkundigen, ob sie dieses Papier vorrätig haben, und an wen sie es in der Stadt verkauften“, sagte der Offizier. „Vielleicht bringt es uns auf die Spur. Jedenfalls kann man den Versuch machen“, und er richtete seinen Brief auf den Sekretär.

„Ich stelle mich Ihnen in jeder Beziehung zur Verfügung, Herr Hauptmann“, versetzte jener. „Ich werde sofort die paar Läden aufsuchen und Ihnen unverzüglich Mitteilung machen.“

Die Nachforschungen blieben ergebnislos, eine der wenigen Buchbindereien hatte das Papier geführt, die Inhaberin konnte sich nicht besinnen, an wen sie es verkauft.

Da erschien am folgenden Morgen in der „Zeitung“ des Städtchens folgende Ankündigung:

Russischer Dolmetscher
gesucht, der bereit ist, bei etwaigem russischen Einfall hier zu bleiben. Es handelt sich um Vertrauensstellung bei einer Behörde. Meldungen unter R 716 an die Expedition dieser Zeitung, unter Beifügung einer russischen Schriftprobe und Angabe der Bedingungen.

In der früh hereingebrochenen Nachmittagsdämmerung des gleichen Tages weilte der Landratssekretär im Nachrichtenbureau. „Wir haben den Georg“, meinte er mit leisem Frohlocken in der Stimme zu Hauptmann M., einen Brief überreichend, der in der Expedition des Blattes eingegangen war. Er wies dasselbe Papier und in der verlangten Probe die gleichen russischen Schriftzeichen auf. „Ich habe mich auch bereits nach dem Schreiber erkundigt“, setzte der Sekretär hinzu. „Es ist ein Georg Gutowsky, 24 Jahre alt, der seit zwei Jahren bei dem Vieh- und Getreidehändler Franz Epha als Kontorist und Einkäufer tätig war. Er wohnt Gartenstraße 24, hat jetzt die ganze Wohnung allein inne, da die Besitzerin und Vermieterin geflohen ist. Während der dreiwöchigen Russenherrschaft war Gutowsky hier geblieben, sein Chef, der des besten Ansehens genießt, war damals geflüchtet und ist auch jetzt wieder fort. Weiteres konnte ich über den jungen Mann nicht erfahren.“

Der Hauptmann nickte befriedigend: „Das genügt mir schon, und wir werden nun den Georg Gutowsky unter unsere Lupe nehmen. Vorläufig herzlichen Dank! Ihnen, Herr Landratssekretär, brauche ich ja nicht erst zu sagen, wie wichtig das strengste Schweigen ist.“

Am folgenden Abend traten zwei Landwehrmänner in die am Marktplatz gelegene, erst seit kurzem wieder eröffnete „Konditorei zur Post“, die, da hier auch Bier zum Ausschank gelangte, sehr stark von den unteren Beamten der benachbarten Feldpost, sowie nicht minder von Soldaten besucht wurde. Waren doch die übrigen Lokale fast sämtlich geschlossen und ihre Besitzer noch nicht zurückgekehrt.

Die beiden Landwehrmänner suchten nach einem Platze und ließen sich an einem der Marmortischchen nieder, an dem ein junger, schlanker, bartloser Mann saß, scheinbar völlig in das Lesen einer Zeitung vertieft: Georg Gutowsky. Einer der beiden Soldaten holte am Schanktisch zwei Seidel, man zündete die Zigarren an, plauderte erst mit verhaltener Stimme, allmählich jedoch ungezwungener, den ersten Gläsern noch einige weitere folgen lassend. Ein Berliner Anklang in der Sprache war unverkennbar.

„Ach, bin ich müde“, gähnte der eine der beiden Krieger, die Arme reckend. „Wie freue ich mich auf den Schlaf!“

„Fürchte, Fritz, wird vergebliche Freude sein“, erwiderte der andere. „Hörte vorhin vom Feldwebel, wir müßten um zweie 'raus. Sagte es mir ganz im Vertrauen. Unsere Kompagnie soll die Oberförsterei bei Meschkupschen besetzen, um den russischen Schuften, die bei Dubeningken sind, den Weg zu verlegen. Auch keine Freude, drei Stunden durch die nasse, dunkle Heide zu marschieren.“

„Ne, wahrhaftig nicht. Na, Willi, dann wollen wir uns man aufs Ohr legen und ein bißchen Vorrat schlafen!“

Die beiden Landwehrmänner bezahlten und gingen; um den dritten Gast hatten sie sich nicht gekümmert.

Zu früher Morgenstunde meldete der Fernsprecher dem Nachrichtenbureau, daß ein russisches Bataillon bald nach Mitternacht von Dubeningken aus gegen Meschkupschen vorgedrungen, aber mit Verlusten von mehreren Abteilungen des Reserve-Regiments, die Vorpostenstellungen bezogen, zurückgeschlagen worden sei; man hätte 63 Gefangene nebst 2 Offizieren gemacht. —

Als Georg Gutowsky am Mittag vom Landratsamt, wohin man ihn auf Grund seines schriftlichen Anerbietens gerufen und einige Zeit aufgehalten hatte, in seine im dritten Stock eines neueren Hauses gelegene Wohnung zurückkehrte und nach Oeffnung der Tür den dunklen Flur betrat, schlossen sich zwei kräftige Arme um ihn, die einem der gestrigen Landwehrmänner gehörten; der zweite stand mit emporgehaltenem Revolver da. Die beiden angeblichen Soldaten trugen jetzt schlichte, bürgerliche Kleidung.

Der junge Mann zitterte und schwankte, daß ihn einer der Geheimpolizisten stützen mußte, als man ihn in das Eckzimmer führte, dessen erstes Fenster auf den gegenüberliegenden Kasernenhof, dessen anderes auf den Markt ging. Auf dem Sofa des wohnlich eingerichteten Gemaches saß ein jüngerer Kavallerieoffizier, der gemächlich seine Zigarette rauchte und aufmerksam den Eintretenden musterte. Auf seinen Wink hin schob einer der Polizisten zu dem vor dem Sofa stehenden Tisch einen Stuhl, auf den Georg Gutowsky völlig gebrochen niedersank. — Der zweite Polizist goß aus einer Karaffe Wasser in ein Glas, es dem gänzlich Erschöpften reichend.

„Also, Herr Gutowsky“, begann nach einer kurzen Pause der Offizier, einige Bogen Papier vor sich zurechtlegend, und eine neue Zigarette anzündend. „Sie werden gewiß nicht leugnen, daß Sie als Spion in russischen Diensten stehen. Ihr Leugnen wäre auch völlig nutzlos, Sie sind überführt! Alles Nähere liegt dem Kriegsgericht ob. Ich habe hier nur noch einiges zu überprüfen. Sie haben, um bloß weniges hervorzuheben, in jüngster Zeit den Russen Mitteilungen gemacht von unseren Stellungen bei Szittkehmen und in dieser Nacht von der beabsichtigten Besetzung der Oberförsterei bei Meschkupschen. Sie bedienten sich zu Ihren Mitteilungen“, — diese Worte und die folgenden sprach der Offizier in geläufigem Russisch, beobachtend, wie der Angeredete zusammenzuckte und sich seine Stirn mit feuchtem Schweiß bedeckte, — „des Fernsprechers, der in der Hülse des von Ihnen entfernten Gasometers in der Badestube untergebracht ist. Seit wann betreiben Sie die Spionage?“

Der Verhaftete antwortete nicht.

„Nun“, fuhr der Offizier wieder Deutsch fort, „das geht mich auch nichts an. Wer hat aber den Fernsprecher angelegt?“

„Ein russischer Stabshauptmann,“ kam es kaum hörbar von den blassen Lippen.

„Ich vermute, er hat hier gewohnt“, meinte der Offizier leichthin, „Sie der Sie während der Russenzeit hiergeblieben und hier Ihr Zimmer gehabt, machten mit ihm Bekanntschaft, und als nun die Russen fort mußten, übergab er Ihnen den Apparat. Wohin geht die Leitung?“

„Nach Wisztyniec.“

„Aha, das dachten wir uns schon. Haben Sie besondere Erkennungsworte, wenn Sie anläuten?“

„Meinen Vornamen.“

„Und hier Helfer und Helfershelfer?“

„Also, Ihre Nachrichten sammelten Sie, wie gestern abend, im „Café zur Post“? Machten sich an Soldaten heran, an Feldpostbeamte, an sonstige Militärpersonen? Und dann sind Sie öfter auf's Land gefahren, wollten von Flüchtlingen Vieh und Pferde kaufen, erfuhren und sahen dies und jenes, waren auch mehrfach auf dem Bahnhofe?“

Der Gefragte nickte bejahend mit dem Kopf.

„Und wo lernten Sie Ihr Russisch? Denn Sie schreiben ohne Fehler.“

„In Wilna. Dort verlebte ich meine Jugend. Meine Eltern —“

„Genug, das gehört in die nähere Untersuchung. Ich habe nur Auftrag, die Probe auf's Exempel zu machen. Also, Herr Gutowsky“, und die bisher mehr plaudernde Stimme des Offiziers nahm einen harten, befehlenden Klang an, „Sie werden jetzt in meiner Gegenwart mit Wisztyniec sprechen, mit dem Stab der russischen 5. Division. Sie werden folgendes sagen: „Ein Landwehrbataillon will in dieser Nacht längs der Roßpudar von Filipowo aus Bakalarzewo erreichen! Haben Sie verstanden? Schreiben sie sich's lieber auf“, und er schob Papier und Bleistift über den Tisch. Die Fesseln wurden gelöst, aber die zitternde Hand vermochte kaum den Bleistift zu halten.

„Dann werde ich es schreiben“, versetzte der Offizier. „So, lesen Sie's mir vor.“

Mit leiser Stimme las der Gefangene die russischen Worte.

„Nehmen Sie sich zusammen“, mahnte der Leutnant, „Sie müssen mit Wisztyniec sprechen wie sonst. Vorwärts!“

In dem von der Küche her erhellten, jenseits des schmalen Flurs gelegenen Badezimmer stellte einer der Beamten eine dort vorgefundene Stehleiter an den hoch angebrachten Gasometer, in welchem sich der Fernsprecher befand. Der andere Polizist stand auf der nächsten Sprosse hinter Georg Gutowsky, den Revolver in der Rechten.

„Sie wissen, was Ihrer wartet, wenn Sie meinen Befehl nicht auf's genaueste ausführen“, meinte ernsten Tones der Offizier. „Hier, was Sie zu sagen haben“, und er reichte ihm das Blatt.

Der Anschluß wurde hergestellt: „Ja, Georg“, sagte Russisch der Spion, und las, sich sichtlich zusammennehmend, den vorgeschriebenen Satz ab, den Hörer gleich anhängend.

Ueber das hübsche Gesicht des Offiziers huschte ein kaum merkbares, befriedigtes Lächeln....

Am nächsten Morgen lief im Nachrichtenbureau die Meldung ein, daß man ein russisches Regiment nahe Filipowo nach gelungener Umzingelung gefangen genommen und drei Maschinengewehre erbeutet habe; nachfolgende russische Streitkräfte wurden unter schweren, feindlichen Verlusten zurückgewiesen, eine verborgene deutsche Feldbatterie wirkte in erheblicher Weise mit.

Drei Tage später war die Zahl der namenlosen Gräber unweit des Gefängnisses der kleinen ostpreußischen Stadt um ein neues vermehrt.

— Die deutsche Marine. Was ist das Merkwürdigste am Weltkriege? — Daß die deutschen Unterseeboote richtig hochgekommen sind und jetzt überall Oberwasser haben.

Klassengold.

Von Fritz Müller.

Klassengold, das ist das Gold, was jetzt durch die Schulklassen gesammelt wird. Für die Reichsbank natürlich.

Die Volksschullehrerin hatte plötzlich den braunen „Heiner, Rechenaufgaben für die dritte Volksschulklasse“, zugeklappt: „So, Kinder, jetzt habe ich noch eine Rechenaufgabe, die nicht im Heiner steht.“ Einge schauten auf. Andere überhörten's. Und die meisten dachten: Ach Gott, als ob die vom Heiner nicht schon übrigens genug wären. „Also paßt auf: Wieviel Mark hat ein goldenes Zwanzigmarkstück?“

„Jetzt so was?“ dachten die in den hinteren Bänken, „zwanzig Mark sind doch immer zwanzig Mark, am Morgen und am Abend.“ Aber die Gescheiten in den vorderen Bänken dachten: „Aha, da ist eine ganz besondere Schwierigkeit dahinter. Wir wollen lieber still sein, und sich die anderen blamieren lassen.“

„Nun, Paul Brenner, wieviel Mark hat ein goldenes Zwanzigmarkstück? schmunzelte die Lehrerin.

„Ich — weiß es nicht.“ Die Klasse war bewegt. Das war das erste Mal, daß der Paul Brenner, der Klassenerste, etwas nicht wußte.

Da hielt es den Fritz Schindler in der letzten Bank nicht länger. „A Zwanzgmarkstückl san halt zwanzg Mark!“ platzte er heraus. Alle hielten den Atem an.

„Richtig“, lächelte die Lehrerin, „aber schriftdeutsch, bitte, Fritz Schindler.“

Zwar, der Schindler dachte, daß zwanzig Mark sowohl auf schriftdeutsch als auf münchnerisch zwanzig Mark seien. Aber natürlich gehorchte er und sagte mit übermäßiger hochdeutscher Anstrengung: „Eun Zwaanzigmarkstück sind zwaanzig Marken“.

„Mark, nicht Marken, Fritz. Und nun paßt auf: Wenn ich dieses goldene Zwanzigmarkstück in die Reichsbank trage — ihr wißt doch, wo die Reichsbank ist?“ — „Ja, neben 'm Hofgartenkaffee!“ — „Richtig; also welchen Wert hat dieses Goldstück dort, könnt ihr euch das denken, Kinder?“

Blitzgeschwind fuhr es dem Klassenersten Paul Brenner durch den kleinen Kopf: Das hat ja heute früh der Vater aus der Zeitung vorgelesen: „Für zwanzig Mark in Gold kann die Reichsbank sechzig Mark in Scheinen ausgeben“, sagte er geschwind.

„Stimmt, Paul Brenner, stimmt“, sagte die Lehrerin erfreut. Und die ganze Klasse schaute verwundert und ehrfürchtig auf den Paul Brenner, der so was wußte. So was Geheimnisvolles, das Geld zu verdreifachen.

„Wenn ihr's auch noch nicht versteht, Kinder, das versteht ihr doch, daß wir zum Kriegführen Geld brauchen, nicht wahr?“ Nicken. „Viel Geld.“ Nicken. „Und daß also jeder Deutsche alles Geld, was er hat oder kriegen kann, wohin tragen muß?“

„Auf die Reichsbank“, rief die ganze Klasse.

„Ihr könnt auch dazu helfen, Kinder — sagt's den Eltern zu Hause — bringt das Gold mit — ich gebe euch eine Quittung dafür — Banknoten nämlich, ihr kennt sie ja — eure Eltern verlieren nichts, und das Vaterland gewinnt — das versteht ihr doch, gelt?“ Lebhaftes Nicken. Da war kein kleines Herz, das nicht den Takt dazu geschlagen hätte. „Und ihr gewinnt auch. Jeder, der Gold bringt, dem gebe ich extra die Hand vor der Klasse.“ Die jungen Augen leuchteten. Sie hatten ihre Lehrerin mächtig gern. „Das ist noch nicht alles, Kinder. Wenn wir in unserer Klasse tausend Mark — denkt mal, tausend Mark zusammenbringen, dann gibt es einen schulfreien Tag.“

„Wie beim Hindenburg neulich“, fuhr es dem Fritz Schindler heraus.

„Ja, Fritz Schindler, ganz recht, weil es auch ein Sieg ist, ein Klassensieg — wollt ihr mir siegen helfen, Kinder?“ Draußen läutete es. „So, und jetzt geht nach Hause, Kinder, in — in den Kampf,“ lächelte die Lehrerin.

An diesem Tage wunderten sich die Eltern, wie geschwind die Kinder von der Schule zum Mittagessen kamen. Mit leerem Magen und mit vollem Herzen. Und sie hatten alle eine Frage in dem vollen Herzen. Nur daß sie, je nachdem, verschieden von den jungen Lippen sprang.

„Mutter“, rief der kleine Anton Schrepfer, kaum daß er unten geläutet hatte und der Mutter Kopf im dritten Stock sich aus dem Fenster beugte, „Mutter, richt' gleich das Gold her!“ Und nachdem er die drei Treppen hinaufgestürmt war: „Hast du's schon hergerichtet, Mutter?“ — „Was denn für ein Gold, Toni?“ — „Für die Reichsbank — aber, Mutter, weißt du das nicht einmal ...“ Und dann strömte seine ganze neunjährige Beredsamkeit über die lächelnde Mutter.

Die war an eine alte Kommode gegangen: „Wolln mal schaun, wolln mal schaun, Toni, ob überhaupt noch eins da ist.“ Eine alte verstaubte Sparbüchse scheppterte, spie harte Taler aus, nur Taler. Aber plötzlich blitzte es goldig unterem Silber. „Ui — uii — uiii!“ schrie der Toni. — „Da hast du den letzten Fuchsen, Toni — er ist von — von 1875 — schau, da ist der Stempel, Toni.“ — „Ui — uii — uii — sag, Mutter, was war im Jahr 1875?“ — „Da ist deine Mutter auf die Welt gekommen und hat dieses Goldstück als Taufgeschenk gekriegt, Toni.“ — „Ui — uii.“

Dann wurde er doch nachdenklich, der kleine Toni. „Gelt, Mutter, das ist ein Andenken?“ — „Schon, Toni, schon.“ — „Aber magst es denn auch gern hergeb'n, Mutter?“ Zwei Arme umschlangen den Frager. „Müßt ja dich auch hergeb'n, Toni.“ — „Mich?“ — „Freilich, Toni, wenn — wenn du nur halb so alt wärst wie dies Goldstück.“

Paul Brenner, der Klassenerste, ging nicht so stürmisch an das Werk. War er doch ein kleiner Diplomat. Einer, der ruhig wartete, bis Vater auch bei Tisch saß. Der sich die brennende Frage sogar bis nach der Suppe verkniff.

„Du, Papa, wir haben heute in der Schule gerechnet.“ — „Soso.“ — „Weißt du, was wir gerechnet haben, Papa?“ — „Wie kann ich das wissen — reiche einmal das Brot herüber, bitte.“ — „Hier, Papa — wir haben ausgerechnet, daß 20 Mark Gold auf der Reichsbank einen Wert von 60 Mark haben — du hast es aus der Zeitung vorgelesen, Papa.“ — „Soso, jaja.“ — „Na, Paul“, half die Mutter, „sag es, was du auf den Herzen hast.“

„Papa, wieviel Gold hast du noch?“ — „Keins mehr, Junge.“ „O, dann kriegen wir auch keinen schulfreien Tag — ja, und die Hand gibt mir unsere Lehrerin auch nicht.“ — „Schulfrei — die Hand? — was soll das alles sein, Paul?“ — Und Paul erzählte eifrig und laut. „Und jetzt gibst du mir dein Gold, gelt, Papa?“ schloß er zuversichtlich.

„Tut mir leid, Paul, wir haben im Geschäft schon alles weggegeben.“ — „Hast du sonst keins mehr, Papa?“ — „Nein, Paul.“ — „Gar, gar keins, Papa?“ — „Aber Junge, hat dich dein Vater schon mal angelogen?“ — „O weh, sicher bringen alle anderen was, und ich bring nichts — o je, o je.“ Es verzog ihm das Gesicht. Aber auf einmal bekam dieses Gesicht einen ganz festen Ausdruck, fast hart sah es aus. So, wie nur Kinderaugen blicken können, unausweichlich, unerbittlich.

„Und ich weiß doch, Papa, daß du noch Goldstücke hast.“ — „Nun schweige aber, Junge, sonst werd' ich ernstlich böse.“ — „Aber muß ich auch schweigen, wenn ich recht habe, Papa?“ — „Nein, dann darfst du, dann mußt du sogar reden.“ — „Also, Papa, du hast mir einmal deine — deine Sammlung gezeigt.“ — „Was für eine Sammlung?“ — „Lauter verschiedene Goldmünzen, Papa.“ „Ach so — hm ja — daran habe ich noch gar nicht gedacht — aber das geht nicht — das geht wirklich nicht, Paul — schau, es ist ja eine Sammlung — es ist kein Gold für den Verkehr — da ist die seltene Kaiser-Friedrich-Münze —.“ — „Nehmen sie die auf der Reichsbank nicht, Papa?“ — „Hm ja, ich weiß nicht — du bist ein rechter Plagegeist, Paul.“ — Aber schon hing der Plagegeist an Papas Halse und schmeichelte und flehte: „O Papa, gelt, du gibst mir's mit, du gibst mir's mit — jetzt gleich — jetzt gleich — lieber, lieber Papa.“

Und der Papa stand wahrhaftig auf, ließ das Essen stehen, und holte eine Schatulle. Als die aufsprang, o, wie gleißte es darin. Und ein Stück nach dem anderen wanderte zögernd heraus und wurde jubelnd empfangen. Und als der Paul seine Rolle beisammen hatte, war das Essen kalt.

In diesen Tagen hatte das Klassenzimmer einen eigenen Glanz. Vielleicht vom Widerschein der Goldstücke, die sich auf dem Pult der Lehrerin häuften. Die sich Stück für Stück mit Nachdruck auf das Holzbrett legten: Hier bin ich — hier bin auch ich — und ich — und ich ... Und ein jedes Goldstück brachte eine kleine Geschichte mit, eine häusliche. Eine Geschichte, die die Lehrerin glatt aus den Augen ihrer Schüler lesen konnte, ohne nur ein Wort zu fragen.

Und dann hatte sie feierliche Händedrücke ausgeteilt und die andere Hand auf junge Scheitel aufgelegt, fast so oftmal, als da Schüler in der Klasse waren. Und so eins war sie mit ihrer Klasse wie noch nie. Es war, als wenn das Gold geschmolzen wäre und hätte sie alle zu einem Herzen zusammengebacken. Und das Lernen ging nochmal so leicht. Und heute hatte die Lehrerin eine Rechenaufgabe gestellt und dazu gesagt: „Was herauskommt, soviel Gold haben wir jetzt beisammen, Kinder.“ Und sie hatten alle im Nu die Aufgabe gelöst. 870 Mark kam heraus. „So“, sagte die Lehrerin, „jetzt fehlen noch 130 Mark an — an einem schulfreien Tag — in drei Tagen muß ich das letzte Gold abliefern, Kinder.“

Am Nachmittag dieses Tages tropften noch fünf einzelne Zwanzigmarkstücke in die Kasse. Am nächsten Morgen nichts. Dann noch ein einzelnes Zehnmarkstück. Und dann — dann war Schluß. „980 — nur 980“, ging es flüsternd durch die Klasse, und man sah einander an, als stecke irgendein Verräter in der Gemeinschaft, der mit seinem Zwanzigmarkstück zurückhielt.

Es brach der letzte Tag an. Ein Geraune ging in der Klasse herum, ein Nicken und ein Blicken. „Jaja, der Schindler — der Fritz Schindler hat auch gesagt, daß er sicher etwas mitbringen kann — aber er hat nichts gebracht — gar nichts.“

„Ich danke euch für eure Goldarbeit,“ sagte die Lehrerin, „es sind ganz genau 980 Mark geworden, die ich nach der Schule um 11 Uhr auf die Reichsbank tragen werde — schade, schade, Kinder, — wegen der fehlenden 20 Mark — ich hätte euch den freien Tag gewiß gegönnt — aber ich denke, wir wollen kein Versprechen biegen und —“

„Fräulein, es hat geklopft.“ — „Herein.“

Ein Mädchen kam herein, ein erwachsenes. Fritz Schindlers verweintes Gesicht wurde rot. In der Bank vor ihm beugte sich einer zum anderen: „Bscht, des is dem Fritz Schindler sei Schwester — jaja, i kenn's — was will denn die?“

Das Mädchen war ohne Verlegenheit zum Pulte vorgeschritten und übergab etwas, was in Seidenpapier eingewickelt war: „Einen schönen Gruß von meinen Eltern, und hier ist auch noch was — aber sie sollen es nicht herzeigen, hat die Mutter gesagt.“

Die Lehrerin hatte sich mit der Gabe abgewendet. Währenddessen war das große Mädchen wieder ruhig hinausgegangen. Im Vorbeigehen sah es seines Bruders Fritz verweintes Gesicht mit großen Augen aus der Schulbank glänzen. Sie nickte ihm zu.

Die Lehrerin hatte sich wieder der Klasse zugewendet. Ihre Stimme zitterte ein wenig: „Die 1000 Mark sind voll“, sagte sie, „ihr habt morgen schulfrei, Kinder.“ —

Und es war erst viele Tage nachher, daß Fritz Schindler beim Abendessen etwas Merkwürdiges bei seinen Eltern entdeckte. An ihren rechten Händen fiel ihm ein kleiner lichtgrauer Reif auf, der sich rund um den vorletzten Finger zog.

Jünsion.

Ein Vergnügen ist's nicht zu nennen,
Am hellichten Tage zum Zahnarzt zu geh'n,
Um sich vom schönsten Backzahn zu trennen,
Weil es ihm einfällt, nicht fest mehr zu stehn;
Aber fest genug, um entsetzlich zu schmerzen,
Wenn die hämische Zange ihn listig packt,
Und man ein halbes Dutzend Herzen
Pochen hört im Seelengemetzelakt.
Wenn man sich fühlt wie ein Löwe im Zwinger
Oder ein edler, gefeiter Held,
Und einem ein harmloser Zahnarztfinger
Das beizgehaßte Ding von der Welt. —
Dies Martyrium hat der Papa heut ertragen,
Der tapf're Vater, der mutige Mann,
Aber nun muß er's auch jemandem sagen,
Der ihn so recht bemitleiden kann.
Und die Mama — na, was soll sie auch machen —
Ist natürlich gleich gerne bereit
Und quittiert die entsetzlichen Sachen
Mit: „Armes Papachen!“ und: „Liebe Zeit!“ —
Unten am Tische beim Suppeblasen
Sitzt, erstaunlich schweigsam und brav,
Und ißt sogar artig den falschen „Hasen“,
Den statt des echten der Jäger heut traf,
Hansel und höret dem Vater still zu.
Dann wie der Papa sich legt zur Ruh,
Um auf dem Lorbeer der Heldentat
Und außerdem auf des Zahnarztes Rat,
Ein bißchen ruhig sich auszustrecken,
Fragt er ganz leis, um ihn nicht zu wecken:
„Mama, wenn ich heute ganz artig bin,
Darf ich dann a zum Zahndoktor hin
Un'n Zähnchen ziehn lassen mit der Zange?
Bitte, Mama! Ich bin gar nicht bange!
Un ich hab' auch heute beim Mittagessen
Den ekligen falschen Hasen gegessen!“ —
„Tun deine Zähnchen dir denn weh?
Seit wann denn, Hansel?“ „Zähneweh?“
Ich möchte nur so gern mal beim Zahndoktor sein!
Bitte! Beim Zahndoktor ist es so fein!“
„Aber Hansel!...“ Mama kann ihn gar nicht begreifen —
„Du weißt doch, wie der Papa geplagt!“
„Ja, aber dafür — er hat's doch gesagt —
Hört man da auch — die Engelchen pfeifen.“

— Beim Diner. „Der Herr dort ißt ja so wenig; wie kommt denn das?“

„Ach, der ist Aviatiker, der lebt von der Luft.“

— Der Berliner vor der Statue der Diana. „Jöttin der Jagd? ... Det Ding da en Wurfspieß? ... Ick gloob's nich, daß sie damit die Hasen billiger jemacht hat!“

— Auf der Eisenbahn. „Aber Hansli, hast du jetz: die ganze Wurst schon gegessen?“

Hansli: „Nein, i hab das andere Stück da droben versteckt, weißt, für morgen, wenn wir wieder heimfahren.“

— Splitter. Der Hausknecht des Schicksals heißt: „Muß“.

— Wechselwirkung. Wenn mein Mann einmal zu Hause bleiben muß, ist er ganz aus dem Häuschen.